**Zeitschrift:** Curaviva : Fachzeitschrift

**Herausgeber:** Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

**Band:** 83 (2012)

**Heft:** 1: Schweigen ist Silber : autistische Menschen kämpfen gegen Vorurteile

**Artikel:** Assistenzbeitrag für Menschen mit Behinderung : "Ich wurde wieder Herr meines Lebens, bekam Kraft und Selbstbewusstsein"

**Autor:** Shakespeare, Tom

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-803729

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

## Assistenzbeitrag für Menschen mit Behinderung

# «Ich wurde wieder Herr meines Lebens, bekam Kraft und Selbstbewusstsein»

**Persönliche Assistenten geben Menschen mit Behinderung mehr Freiheit – und alle Pflichten und Rechte eines Arbeitgebers. Chancen und Fallstricke einer besonderen Beziehung.**

Von Tom Shakespeare

Wo immer Sonali hingeht, ist Helena dabei. Wenn Sonali einen Vortrag hält, spricht Helena die meisten der Worte. Wenn Sonali durchs Zimmer stolpert, ist Helena an ihrer Seite. Wenn Sonali eine Mahlzeit zu sich nimmt oder zu Bett geht, wird sie von Helena unterstützt. Sonali ist eine Universitätskollegin von mir. Sie ist 38 Jahre alt und Sozialwissenschafterin, sie ist mit einem englischen Fotografen verheiratet und leidet an einer Zerebralparese, die sie beim Sprechen, in der Feinmotorik und beim Gehen beeinträchtigt – aber nicht in ihrer Intelligenz oder ihrem Wunsch nach Unabhängigkeit. Helena ist ihre persönliche Assistentin, die ihr ein Leben in Würde und die Ausübung ihrer beruflichen Tätigkeit ermöglicht. Sonali ist Helenas Arbeitgeberin.

Sonali bekommt das Geld für ihre persönliche Assistentin (PA) vom Independent Living Fund, einer 1988 von der britischen Regierung ins Leben gerufenen Institution, die Direktzahlungen an einzelne Behinderte erlaubt. Dies war seinerzeit eine revolutionäre Veränderung. Über weite Strecken des 20. Jahrhunderts hatten behinderte Menschen abgesondert vom Rest der Gesellschaft in eigens für sie eingerichteten Heimen gelebt. Doch seit den 1970er-Jahren wollten immer mehr von ihnen inmitten der Gesellschaft leben: Dort waren sie auf Gemeindehelfer angewiesen, die ihnen am Morgen aus dem Bett halfen, ihre Mahlzeiten besorgten und andere Aufgaben für sie verrichteten.

Es war eine Situation der Abhängigkeit. Die Behinderten hatten keinen Einfluss darauf, wer ihnen zugeteilt wurde, mussten oft stundenlang auf Hilfe warten, und an so alltägliche Tätigkeiten wie Ausbildung oder Berufsausübung war kaum zu denken. Im Gegensatz dazu steht das PA-Modell, sagt Peter Wehrli, der Leiter des Zentrums für selbstbestimmtes Leben (ZSL) in Zürich: «Die persönliche Assistenz ermöglicht einer behinderten Person, selbst zu bestimmen, wo, wie, wann und von wem sie die Hilfe erhält, die sie benötigt. Sie besitzt dadurch, trotz ihrer vielleicht schweren Behinderung, die grösstmögliche Selbstbestimmung über ihr Leben, kann am gesellschaftlichen Leben teilnehmen und selbst etwas dazu beitragen.»

**Die persönliche Assistenz enthält viele subtile Momente, in denen es um Grenzen und Intimität geht.**

**Seit Anfang 2012 auch in der Schweiz möglich**

Seit 2000 kämpft ein kleines Netzwerk von Behinderten namens Fachstelle Assistenz Schweiz (FAssiS) für die Einführung des Modells der persönlichen Assistenz in der Schweiz. Die Reaktionen bei den Politikern fielen zum Teil überraschend aus. Die Linke gehört zu den natürlichen Bündnispartnern der Bewegung für mehr Behindertenrechte, aber wenn es um persönliche Assistenz geht, hegt sie Bedenken gegen Modelle, die nach Privatisierung aussehen und ausserdem die Arbeitsplätze von Heimangestellten bedrohen. «Die politische Rechte wiederum», erklärt Katharina Kanka von FAssiS, «schätzt unser Engagement und unsere Hartnäckigkeit – die Tatsache, dass wir für unsere Sache eintreten, selbst Verantwortung bei der Organisation der Assistenz übernehmen wollen und nicht einfach nur lamentieren. Sie findet auch die Transparenz und den Wettbewerb unter den Dienstleistern im Assistenzmodell gut.» Nachdem FAssiS dargestellt hatte, dass

das Modell «kostenneutral» eingeführt werden kann, konnten sich am Ende sowohl Vertreter der SP wie der SVP für das neue Konzept erwärmen. «Wir sind überzeugt, dass im Betreuungssystem genug Geld für Behinderte vorhanden ist», sagt Katharina Kanka, «nur müsste die Verteilung gerechter und effizienter organisiert werden.»
Seit dem 1. Januar 2012 ermöglicht die Revision 6a der Invalidenversicherung den behinderten Bürgerinnen und Bürgern der Schweiz jenes Mass an Unabhängigkeit und Flexibilität, über das britische, niederländische und skandinavische Behinderte schon seit vielen Jahren verfügen. «Die einzelnen Personen mit Behinderung und ihre Familien können endlich frei wählen, wo sie leben wollen und mit wem – und von wem sie die Unterstützung erhalten, die sie brauchen», sagt Katharina Kanka (siehe auch Kasten).

**Mit Achondroplasie geboren**

Ich selbst bin ein britischer Wissenschafter, der zu Behinderung forscht, und arbeite zurzeit in Genf. Ich hörte zum ersten Mal von der Idee der persönlichen Assistenz, als ich vor 25 Jahren an meiner Doktorarbeit sass. Ich versuchte meinen Studenten an der Universität zu erklären, dass zwischen körperlicher und sozialer Abhängigkeit ein grosser Unterschied bestehe. Ich verwies auf eine Gruppe von Leuten in Grossbritannien, die spezielle Schulen besuchen; sie werden mit eigens für sie hergerichteten Transportmitteln hin- und hergefahren; sie tragen kein Geld auf sich; sie werden angestarrt, wo immer sie hingehen; sie leben in abgegrenzten Wohnarrangements; man muss ihnen bei allen möglichen Dingen zur Hand gehen. Diese scheinbar extrem abhängige Gruppe heisst «die königliche Familie». Ein blöder Vergleich? Vielleicht. Aber er veranschaulicht doch, dass man nicht in der Lage sein muss, alles eigenhändig zu tun: Man muss nur in der Lage sein, selbst zu bestimmen, wie die Dinge für einen erledigt werden. Kontrolle macht einen unabhängig, nicht Fähigkeit.
Ich selbst wurde mit Achondroplasie geboren, einer Störung, die das Körperwachstum beeinträchtigt, und bin immer unabhängig gewesen. Obschon mich diese Behinderung ungewohnt, in den Augen mancher Leute sogar komisch aussehen lässt, schränkte sie das, was ich tun konnte, nicht sehr stark ein. Ich besuchte eine normale Eliteschule, studierte an der Universität Cambridge und erfreute mich einer erfolgreichen akademischen Laufbahn, bis ich 2008 die Herrschaft über meine Beine verlor. Innert dreier Tage wurde ich von einem gehenden, Fahrrad fahrenden, autonomen Individuum zu einer von den Hüften abwärts gelähmten Person. Ich war im Spital in Newcastle ans Bett gefesselt und benötigte zur Bewältigung aller erdenklichen Körperfunktionen plötzlich die Hilfe von Krankenschwestern. Die Rehabilitation von einer Rückenmarksverletzung ist für jeden eine traumatische Erfahrung. Das Besondere an meinem Fall war, dass ich nichts dagegen hatte, behindert zu sein – schliesslich hatte ich mein ganzes Leben lang mit einer Behinderung gelebt. Was mich zutiefst bekümmerte und beinahe zum Selbstmord getrieben hätte, war die Tatsache, dass ich nun von anderen abhängig geworden war.
Als ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, vermittelte mir meine Gemeinde im Nordosten Englands eine Helferin, die mir jeden Morgen half, mich zu duschen und auf den Tag vorzubereiten. Das fühlte sich sehr merkwürdig an. Es handelte sich um eine leicht gelangweilte junge Frau, die oft zu spät zur Arbeit kam. Doch seit 1996 ist es den britischen Gemeinden gestattet, ja sie werden geradezu ermuntert, direkt an die Leistungsempfänger ein Assistenzbudget auszuzahlen. Als man mir diese Möglichkeit anbot, willigte ich hocherfreut ein. Der zuständige Sozialarbeiter schätzte meinen Assistenzbedarf auf 22 Stunden pro Woche, ich unterschrieb einen Vertrag. Danach wurde mir das Budget für die veranschlagten Assistenzstunden überwiesen, und ich bezahlte davon selber die Person, die ich haben wollte, für genau die Hilfe, die ich brauchte.

Der Kampf hat sich gelohnt: Kundgebung von 2008 auf dem Bundesplatz für die Einführung des Assistenzbeitrags.
Foto: Franziska Scheidegger

**Bekannte anstellen? Oder doch besser Fremde?**

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich beschloss, Leute anzustellen, die ich bereits kannte. Das fiel mir leichter, als per Annonce völlig fremde Personen zu suchen. Ich kannte viele verarmte Künstler, die das Geld dringend gebrauchen konnten. Ausserdem dachte ich mir, wenn ich schon so viel Zeit mit einem Assistenten zubringen musste, dann wäre es doch angenehmer, wir teilten ein paar Interessen. Wenn ich nun zu einer >>

Tagung fahren wollte und nicht sicher war, ob die Räumlichkeiten dort behindertengerecht waren, bezahlte ich einfach meine Künstlerfreundin Lucy dafür, mich zu begleiten. Als ich in Dänemark einen Vortrag hielt, begleitete mich meine Freundin Wendy, eine Tänzerin, um mir dort über die Runden zu helfen. Dasselbe galt fürs Einkaufen, Putzen und die Gartenarbeit, alles Dinge, die ich früher eigenständig erledigen konnte, aber für die ich nun die Hilfe anderer Leute brauchte. Dank der Tatsache, dass ich selbst die Assistenten bezahlen konnte, wurde ich wieder Herr meines eigenen Lebens, bekam wieder Kraft und Selbstbewusstsein. Ich fühlte mich frei – auch wenn ich kaum noch allein war. Persönliche Assistenz brachte mir mehr Eigenverantwortung und mehr Macht. Ich war zum Arbeitgeber geworden, was bedeutete, dass ich selbst Leute anstellen, beaufsichtigen und ihre Steuern abführen musste. Ich merkte, dass Künstler und Tänzer zwar hervorragende Gesellschafter sein können, aber dass sie es mit den Quittungen oft nicht so genau nehmen. Ich aber brauchte die ganzen Belege, weil ich gegenüber dem South Tyneside Council, der mir das Budget zur Verfügung stellte, über alle Einnahmen und Ausgaben Rechenschaft ablegen musste. Menschen mit Behinderungen, die in den Genuss einer persönlichen Assistenz kommen, müssen in der Lage sein, den Papierkram in nützlicher Frist zu erledigen – eine Verantwortung, der nicht jeder gewachsen ist. Wenn die Schweiz im Januar 2012 das PA-Modell einführt, werden Organisationen wie das Zentrum für selbstbestimmtes Leben eine entscheidende Rolle dabei spielen, Menschen mit Behinderung darin zu instruieren, was sie als Arbeitgeber ihrer Assistenten zu tun haben.

**Manche Behinderten behandeln ihre Assistenten wie Knechte, andere sehen in ihnen Lebensgefährten.**

**«Sonniges Gemüt plus Katzenfreundlichkeit»**

Ein PA kann zu interessanten persönlichen und emotionalen Konflikten führen. Ich entsinne mich, dass ich einmal bei David, einem Freund mit einer neurologischen Behinderung, der seit vielen Jahren seine eigenen Angestellten hat, zum Abendessen eingeladen war. Sein PA bereitete die Mahlzeit und zog sich dann zurück. Irgendwann merkte ich, dass er einfach in der Küche sass und Zeitung las. Als der Wein ausgetrunken war, rief David nach ihm, und der Assistent kam und schenkte neuen Wein ein. Der PA beteiligte sich nicht an unserem Gespräch, sondern blieb stets im Hintergrund, bis er gebraucht wurde. Ich fühlte mich in die Welt vor dem Zweiten Weltkrieg zurückversetzt, als es noch Hausangestellte und Diener gab.

Ich erfuhr, dass es unhöflich sei, einen PA ins Gespräch einzubeziehen, weil die behinderte Person stets im Mittelpunkt stehen solle. Es sei unerträglich, so argumentierten einige meiner behinderten Kollegen, wenn sie zu einer gesellschaftlichen Veranstaltung gingen und alles drehe sich nur um den PA und sie selbst würden ignoriert. Aus demselben Grund beschäftigen die meisten Menschen mit Behinderung aus meinem Bekanntenkreis lieber fremde Personen und machen, anders als ich, einen grossen Bogen um Freunde. Es sei viel leichter, eine professionelle Distanz aufrechtzuerhalten, wenn man seinen PA nicht persönlich kenne, besonders wenn er oder sie auch Aufgaben im Intimbereich verrichten müsse. In dem Moment, wo Freunde die Rolle eines Helfers übernähmen, verliere man seine Privatsphäre und vielleicht auch die Gleichheit. Um einen anderen Standpunkt kennenzulernen, sprach ich mit Daniela, einer Rollstuhlnutzerin in den Vierzigern. Sie leidet an einer genetisch bedingten progressiven Krankheit und hat eine Behindertenzeitschrift herausgegeben. Daniela ist eine von 250 Schweizer Behinderten, die während der letzten fünf Jahre am nationalen PA-Pilotprojekt teilgenommen haben. Sie erzählte mir, dass sie ihre Helfer per Anzeige am schwarzen Brett der Universität suche. Sie habe immer mehr Bewerber gehabt, als sie benötigte, aber «es ist schwer, Leute zu finden, die diese Aufgabe ernst genug nehmen, egal, wie gut und entspannt die persönliche Beziehung ist». Daniela weiss genau, was sie von ihren Assistenten fordert: «Ich verlange hundertprozentige Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Respekt, gute Arbeitsleistung, einen akademischen Bildungsstand, ein sonniges Gemüt plus Katzenfreundlichkeit!»

Wie andere Arbeitgeber kann auch Daniela ein Lied von all jenen Angestellten singen, die die Anforderungen nicht erfüllten: die Unzuverlässige, die nur die Hälfte der Zeit aufkreuzte; der Alkoholiker, der eines Tages zugedröhnt zur Arbeit erschien; der ewige Junge, der im Grunde selbst bemuttert werden wollte. «Es ist schwer, ein guter Arbeitgeber zu sein», sagt sie, «fair und gerecht und anspruchsvoll, aber nicht bärbeissig, pünktlich zahlend, auch wenn das Geld vom Bund noch nicht eingetroffen ist. Die Verwaltung ist sehr zeitaufwendig, aber es lohnt sich absolut.» Danielas Bericht bestärkt mich in meiner Überzeugung, dass die persönliche Assistenz für behinderte Menschen eine echte Befreiung ist. Wissenschaftliche Untersuchungen belegen ausserdem, dass das Modell gegenüber der Heimbetreuung günstiger arbeitet.

**Ethische Standards sind unabdingbar**

Doch als Sozialwissenschafter finde ich das PA-Modell auch aus sozialer und ethischer Perspektive höchst faszinierend. Die Pioniere aus den 1970er und 1980er Jahren lehnten die traditionellen Hilfsangebote ausdrücklich ab. Mit unterschiedlichen Konsequenzen. Erstens zogen diese Leute es vor, keine professionellen Krankenpflegekräfte zu beschäftigen, die immer schon zu wissen glaubten, was am besten sei. Stattdessen griffen sie auf Ungelernte zurück, die sie anlernen konnten, wie sie es sich wünschten. Doch manche Behinderten sind sehr verletzbar und werden leicht misshandelt, bestohlen oder ausgebeutet. Manche Assistenten arbeiten für mehr als einen Arbeitgeber. Besteht dann nicht die Gefahr, dass sich Klatsch und Tratsch in der oft eng vernetzten Gemeinschaft der Behinderten verbreiten und dass die Schweigepflicht gebrochen wird? Aus diesen Gründen sind hohe professionelle und ethische Standards für persönliche Assistenten meines Erachtens absolut unabdingbar.

Zweitens: Statt für die Unterstützung dankbar sein zu müssen, zogen die meisten Menschen mit Behinderungen ein einfaches Dienstleistungsverhältnis vor, das keine persönlichen Verpflichtungsgefühle und Abhängigkeiten mit sich bringt. Sie wollten Hilfsleistungen und Gefühle voneinander trennen. Aber ich bin mir nicht sicher, ob dies wirklich möglich ist. Ein Mensch, der von anderen Menschen unterstützt wird, befindet

sich immer schon in einer Beziehung. Die persönliche Assistenz enthält viele subtile Momente, in denen es um Grenzen und Intimität geht, um Privatheit und Vertraulichkeit. Manche Behinderten in meinem Bekanntenkreis behandeln ihre persönlichen Assistenten wie Knechte, während andere in ihnen eine Art Lebensgefährten sehen.

**Auch die Frage nach der Sexualität ist aufgeworfen**

Mit der Intimität ist auch die Frage nach der Sexualität aufgeworfen. Was, wenn Sie jemandem begegnen, den Sie attraktiv finden – aber der oder die geht lieber mit Ihrem PA aus statt mit Ihnen? Man kann leicht eifersüchtig werden, zumal die Assistenten in der Regel jünger sind als ihre behinderten Arbeitgeber. Und was, wenn Sie zu den «Glücklichen» zählen? Gehört es zu den Aufgaben eines PA, Ihnen das Sexualleben zu erleichtern? Oder, falls Sie Single sind, Ihnen bei der sexuellen Befriedigung zu helfen, wenn Sie nicht selbst dazu fähig sind? Was ist, wenn Sie lesbisch oder schwul sind und Ihr Assistent homophob? Solche und ähnliche Fragen führen zweifellos hin und wieder zu Problemen. Es ist auch nicht ungewöhnlich, dass sich zwischen einer behinderten Person und ihrem PA eine erotische Beziehung entspinnt. Was dann? Kann der PA weiter angestellt bleiben? Tut er oder sie jetzt das, was vorher gegen Bezahlung erledigt wurde, um der blossen Liebe willen?

**In Grossbritannien profitieren heute auch Menschen mit geistiger Behinderung von persönlicher Assistenz.**

Die internationalen Erfahrungen und die acht Studien, die während des Pilotprojekts «Assistenzbudget» des Eidgenössischen Departements des Innern in Auftrag gegeben wurden, haben alle die wirtschaftlichen und sozialen Vorteile des PA-Modells hervorgehoben, das sich so radikal von der Heimunterbringung und der ambulanten Hilfe zu Hause unterscheidet. Wo die persönliche Assistenz die Heimunterbringung ersetzt, scheint sie günstiger zu sein – nicht zuletzt, weil die Menschen mit Behinderung dabei selbst unbezahlt einen Grossteil der Verwaltungsaufgaben übernehmen. Für Leute mit komplexen Behinderungen bedeutet die persönliche Assistenz einen Gewinn an Selbstbestimmung und Selbstbewusstsein und die mögliche Teilhabe an Bildung, Beschäftigung, ja sogar Politik.

Das Bundesamt für Sozialversicherungen führte bei den 36 000 Empfängern einer Invalidenrente eine Erhebung durch, die ergab, dass nur 2000 Menschen mit Behinderung an der Anstellung eines persönlichen Assistenten interessiert waren. Doch Peter, Daniela, Katharina und all die anderen behinderten Menschen aus meiner Bekanntschaft sind davon überzeugt, dass sich die persönliche Assistenz für alle möglichen Menschen mit Pflege- und Betreuungsbedarf eignet. Auch in Grossbritannien entschied sich am Anfang nur eine Minderheit der Betroffenen für eine persönliche Assistenz, doch mit der Zeit hat sich das Modell weiterverbreitet. Heute profitieren nicht nur Menschen mit körperlichen Benachteiligungen, sondern auch Menschen mit geistigen Behinderungen und seelischen Erkrankungen von der Betreuung durch persönliche Assistenten. Sogar Kinder können ihre Assistenten haben. Viele Behindertenaktivisten sagen voraus, dass die persönliche Assistenz nicht nur das Leben von Menschen mit Behinderungen revolutionieren werde, sondern auch, wie diese von anderen wahrgenommen werden, weil sie nun selbst zu Herren über ihr eigenes Leben werden. ●

**Der Autor:** Tom Shakespeare ist Soziologe; er lebt in Genf. Dieser Beitrag ist zuerst im «NZZ Folio» erschienen (Ausgabe 11/11). Übersetzung: Robin Cackett, Berlin. Im «NZZ Folio» schreibt Tom Shakespeare ab Januar 2012 die Kolumne «Die andere Sicht».

## Neuer Assistenzbeitrag: Bundesrat erwartet 400 Heimaustritte

Mit dem Jahreswechsel hat die Schweiz im Rahmen des ersten Teils der 6. IV-Revision den Assistenzbeitrag eingeführt: Menschen mit Behinderung, die von der IV eine Hilflosenentschädigung beziehen, haben nun die Möglichkeit, ihre Betreuung selber zu organisieren und zuhause ein eigenständiges Leben zu führen. Zur Bezahlung der persönlichen Assistenz bei alltäglichen Lebensverrichtungen, in der Haushaltführung, der Freizeitgestaltung sowie bei Arbeit und Ausbildung erhalten die Betroffenen von der IV einen Beitrag von 32.50 Franken pro Stunde. Sie können eine oder mehrere Assistentinnen und Assistenten anstellen, der Hilfsbedarf wird von der IV bestimmt. Organisationen wie die Spitex können mit dem Assistenzbeitrag nicht bezahlt werden. Mit diesem Arbeitgebermodell profitieren faktisch nur jene vom Assistenzbeitrag, die ein Mindestmass an Selbständigkeit aufweisen. So müssen erwachsene Betroffene mit eingeschränkter Handlungsfähigkeit entweder einen eigenen Haushalt führen, im regulären Arbeitsmarkt erwerbstätig sein oder dort eine Ausbildung absolvieren. Kinder und minderjährige Jugendliche bekommen den Assistenzbeitrag, wenn sie die Regelschule besuchen oder in einer Ausbildung im ersten Arbeitsmarkt stecken. Auch schwer pflegebedürftige Kinder und Jugendliche, die zuhause gepflegt werden, erhalten aber den Assistenzbeitrag. Dies als Kompensation dafür, dass seit einem Bundesgerichtsurteil 2010 die IV die nicht-medizinische Betreuung durch die Kinderspitex nicht mehr übernimmt.

Behindertenverbände begrüssen den Assistenzbeitrag als Fortschritt, kritisieren jedoch die einschränkenden Regelungen als diskriminierend. Menschen mit geistiger Behinderung beispielsweise könnten so kaum in den Genuss der Neuerung kommen. Auf Kritik stösst auch, dass zur Finanzierung der Assistenz per Anfang 2012 die Hilflosenentschädigung aller Heimbewohnenden im IV-Alter halbiert wird. Dies erhöhe den Spardruck auf die Heime, so die Befürchtung. Die Kosten des Assistenzbeitrags schätzt der Bundesrat auf insgesamt rund 50 Millionen Franken pro Jahr. Er erwartet, dass in den kommenden 15 Jahren etwa 3000 Personen eine persönliche Assistenz beanspruchen. Rund 400 Personen werden nach Schätzung des Bundesrats aus einem Heim austreten, etwa 700 Personen werden gar nicht erst in ein Heim eintreten. (swe)